

4. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung Freie Universität Berlin, 4. und 5. Juli 2008

Mittagsvorlesung

Hubert Knoblauch

Qualitative Methoden am Scheideweg Jüngere Entwicklungen der interpretativen Sozialforschung

1. Einleitung

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Veranstalter, lassen Sie mich zunächst einen Dank aussprechen für die Ehre, beim diesjährigen Berliner Methodentreffen den Eröffnungsvortrag halten zu dürfen. Eine Ehre ist es mir aus verschiedenen Gründen: Zum einen lautet die Denomination meiner Professur: "Theorie moderner Gesellschaften" – was mich immer wieder selbst überrascht und deswegen bin ich geschmeichelt, über empirische Methoden überhaupt sprechen zu dürfen. Freilich bewege ich mich schon seit meinen akademischen Jugendsünden in der Qualitativen Sozialforschung, sodass meine Bescheidenheit an dieser Stelle eher der rhetorischen Forderung nach einer Captatio benevolentiae Rechenschaft trägt, welche die Bescheidenheit des Redners topisch einfordern soll.

Ernster ist mir der Dank, über neuere internationale Entwicklungen in der Qualitativen Sozialforschung sprechen zu dürfen. Es ist deshalb eine besondere Ehre, weil ich ja schon so lange in der Forschung tätig bin, dass ich wohl ebenso als Vertreter einer altehrwürdigen Tradition hätte geladen werden können. Freilich ist es mir persönlich nicht nur viel lieber, als Kundiger über neue Entwicklungen und nicht als Repräsentant des Alten auftreten zu können. Sachlich ist es auch nicht ganz unbegründet. Denn die Tätigkeit als Kollegiat für die Deutsche Forschungsgemeinschaft wie auch meine internationalen Aktivitäten etwa bei der European Science Foundation oder der European Sociological Association und nicht zuletzt meine eigenen Forschungsanstrengungen habe ich einen gewissen Einblick über das, was in diesem Bereich geschieht – der den Hintergrund meiner Ausführungen bildet.

Um nicht als unbescheiden zu erscheinen, lassen Sie mich deswegen rasch einen weiteren Grund anführen, der mir das altmodische Ehrgefühl in den moralischen Anzug treibt: Es ist der offensichtliche Tatbestand Ihrer zahlreichen Anwesenheit bei diesen Berliner Methodentreffen. Sie zeigen damit, dass die qualitativen Methoden nicht das sektiererische Unterfangen eines akademischen Prekariats sind. Im Gegenteil: Von einer Randständigkeit der Qualitativen Methoden kann heute ernsthaft keine Rede mehr sein. Vielmehr sind sie mittlerweile zum akzeptierten, anerkannten und integralen Bestandteil des wissenschaftlichen Methodenkanons geworden, wenngleich auch ihr Ansehen keineswegs ungeteilt ist. Denn zweifellos variiert ihre Anerkennung von Fach zu Fach: So sind die qualitativen Methoden aus der Anthropologie, der Soziologie, der Erziehungswissenschaft oder der Kommunikationswissenschaft, ja auch der Religionswissenschaft gar nicht mehr wegzudenken. In anderen Disziplinen hingegen, wie etwa der Psychologie oder der Wirtschaftswissenschaft, haben sie

nach wie vor einen ungleich schwereren Stand. Die Gründe dafür dürften in der besonderen wissenschaftstheoretischen Disposition dieser Disziplinen liegen. Die Differenz des Standes qualitativer Forschung hat also theoretische Ursachen. Auf die Rolle solcher theoretischer Präferenzen werde ich später noch zurückkommen.

Doch selbst wenn es zugestandenermaßen Unebenheiten in der Legitimierung qualitativer Forschung zwischen verschiedenen Disziplinen gibt, so ist ein anderes, allgemeines Merkmal kaum zu übersehen: Ihre Institutionalisierung. Die qualitativen Methoden sind mittlerweile in nationalen wie internationalen Fachverbänden fest organisiert. Sowohl die Deutsche Forschungsgemeinschaft wie das European Research Council oder die European Science Foundation mit ihrem interdisziplinären EUROQUAL-Programm fördern qualitative Projekte unter denselben Bedingungen wie die standardisierten. Und selbst auf dem begrenzten soziologischen akademischen Stellenmarkt in Deutschland wird deutlich, dass eine Professionalisierung der qualitativen Forschung im vollem Gange ist. Die Vereinheitlichung und lokale Entbettung der studentischen (Methoden-) Ausbildung und der Ausbau von Graduiertenprogrammen tragen zur weiteren Ausbreitung qualitativer Forschung bei – was auch die Größe dieser Veranstaltung erklärt. Übrigens versammelt die britische Schwester- oder genauer: Cousinenveranstaltung, das Oxford Research Festival, jährlich ebenso aberhunderte von Teilnehmenden.

Die hinter Ihrer Anwesenheit stehenden Entwicklungen sind damit sicherlich nur in groben Zügen erfasst. Die Fülle Ihrer Anwesenheit verweisen aber auf ein weiteres Merkmal, das für mein Thema von Relevanz ist und mich sogleich zu ersten inhaltlichen Problem führt: Die jüngeren Entwicklungen in der qualitativen Sozialforschung sind nämlich so vielfältig und vielgestaltig, dass es kaum möglich ist, sie insgesamt zu überblicken. Ihre Darstellung müsste notgedrungen in einer bloßen Auflistung münden, die kaum unterhaltsamer wäre als etwa die alttestamentarische Genealogie der Söhne Noahs (1 Moses 10). Schlimmer noch: Ihre – also der Anwesenden – große Zahl erhöht die Gefahr, die eine oder andere Vorgehensweise einer oder eines Anwesenden unerwähnt zu lassen – was selbst die Uneiteln unter Ihnen verletzen könnte. Mein Ziel kann hier also keineswegs sein, die vielen Entwicklungen in der qualitativen Forschung insgesamt aufzuführen, so bedeutsam sie im Einzelnen auch seien. Vielmehr möchte ich mich zunächst auf die hauptsächlichen Entwicklungslinien und Richtungen konzentrieren. Anschließend werde ich auf einige gesellschaftliche Rahmenbedingungen und politische Konsequenzen dieser Entwicklung eingehen, um deutlich zu machen, dass auch die qualitative Sozialforschung nicht außerhalb der Gesellschaft steht. Bei diesem Überblick muss ich freilich einräumen, dass meine Einschätzung vor dem Hintergrund meiner Kenntnisse der bisherigen Verläufe erfolgt – also eine gewisse Perspektivität. Perspektivität ist jedoch kein Makel, sondern gehört, wie Sie wissen, zum Kern qualitativer Forschung. Wie der Titel schon andeutet, folgen die Argumente nicht einer klaren Linie, sondern verteilen sich auf die verschiedenen Flanken dessen, was ich als Scheideweg bezeichne. Um Verwirrung angesichts des Hin- und Herwallens des Arguments zu vermeiden, ist mein Vortrag mit PowerpointFolien unterlegt, die das Argument begleiten, aber nicht enthalten.

2. Entwicklungsrichtungen der Qualitativen Sozialforschung

Der Titel meines Vortrags – qualitative Methoden am Scheideweg – ist nicht nur als Magnet Ihrer Aufmerksamkeit gedacht – selbst wenn mir diese rhetorische Funktion nicht ungelegen kommt. Denn ich bin in der Tat der Meinung, dass die Entwicklungen der Methoden – so vielfältig sie sein mögen – in mehrere, klar bestimmbare Richtungen weisen.

Die erste Entwicklung ist schon in der Einleitung zum Thema geworden, namentlich die rasante Ausbreitung der qualitativen Methoden in einer Reihe von wissenschaftlichen Disziplinen. Diese Ausbreitung weist drei Aspekte auf, die keineswegs miteinander harmonisieren, sondern in eine Spannung geraten – und damit den ersten Scheideweg benennen:

Die Ausbreitung der qualitativen Methoden führt (a) zu einer enormen Ausdifferenzierung der Methoden. Die qualitativen Methoden vervielfältigen sich natürlich durch ihre verschiedenen Gegenstände und Verfahren und im Zuge des Forschens schreitet die Erfindung innovativer

methodischer Verfahren weiter voran. Um nur ein jüngeres Beispiel zu nennen, sei etwa die interpretative Videoanalyse erwähnt, die sich neben der qualitativen Fotoanalyse etabliert hat und eigene methodische Debatten erzeugt. Ähnliches erfolgt ebenso in anderen Feldern innerhalb der qualitativen Forschung. Insgesamt ist zu bemerken, dass die Vielfalt der Methoden und deren Weiterentwicklung vom Diskurs einzelner "Methodenexperten" kaum mehr eingeholt werden kann.

Weil sich die Ausdifferenzierung außerdem über verschiedene Disziplinen erstreckt, kommt es aus soziologisch bestimmbareren Gründen zu disziplinären Variationen: Die qualitativen Methoden in den Sozialwissenschaften werden aufgefächert in besondere qualitative Methoden der Psychologie, der Medienforschung, der Religionswissenschaft oder sogar der Theologie. Diese Varianten verstehen sich nicht mehr als schlichte Kopien einer allgemeinen Vorlage, sondern legitimieren sich dank der Lehrbuch-Manie der letzten Jahre jeweils in ihren eigenen Fächern selbständig.

Desweiteren geschieht (b) die Ausdifferenzierung qualitativer Methoden keineswegs nur national, sondern findet auf einer globalen Ebene statt. Dadurch kommt es nicht nur zur Ausbildung hegemonialer Formen, die – nicht immer, aber zumeist – über die Anglisierung etabliert werden. Außerdem verfestigen sich verschiedene nationale oder glokale Ausprägungen, die ein lokales Verständnis bestimmter allgemeiner Diskussionen entwickeln. Es genügt dabei ein Blick in andere Länder Europas, um zu erkennen, wie unterschiedlich eine Methode in einem anderen gesellschaftlichen Kontext aussieht – von indigenen Methodenentwicklungen (an denen wir ja gerade in Deutschland keinen Mangel haben) ganz zu schweigen. Die deutsche, italienische oder spanische Rezeption der international höchst erfolgreichen Diskursanalyse mag ein Exempel für die Glokalisierung der Methoden sein.

Die Ausdifferenzierung hat sicherlich (c) noch einen dritten Grund, der – wenn Sie mir die Metapher erlauben – in der "Natur" der qualitativen Methoden liegt: Sie sind nämlich keineswegs festgeschrieben. Vielmehr zeichnen sich die qualitativen Methoden durch ihre Erweiterbarkeit, ja die Notwendigkeit ihrer Fortschreibung und Fortentwicklung aus. Wer immer ein qualitatives Projekt mit einer schon anerkannten Methode durchführt, entwickelt diese Methode meist auch fort – und zwar auf seine eigene Weise. Wird diese Weiterführung reflektiert, dann entsteht daraus mitunter eine Variante oder gar eine "neue Methode" – selbst wenn manche dieser vermeintlichen "Neuerungen" zuweilen lediglich der Unkenntnis und der Selbstüberschätzung ihrer Anwender im Verbund mit der Zwangsrhetorik der Innovation zugeschrieben werden müssen. Doch zum wesentlichen Teil liegt die Fortschreibbarkeit schon in der interpretativen Offenheit der Vorgehensweisen selbst – ein Merkmal, auf das ich sogleich noch eingehen werde.

Die Ausdifferenzierung hat offenkundig weitere Gründe, die ich später unter anderen Titeln erwähnen werde. An dieser Stelle ist aber die Gegenteilstendenz zur Ausdifferenzierung zu erwähnen, die sich unter dem Begriff der Vereinheitlichung fassen lässt. Denn während einerseits die Vielfalt bunte Früchte treibt, drängen vor allem institutionelle Gründe dazu, diese Vielfalt einzudämmen. Wer immer einen Forschungsantrag schreibt, muss sich auf halbwegs akzeptierte Methoden stützen. Und bei aller Anerkennung der Vielfalt wird eine Kanonisierung bestimmter Methoden in der Wissenschaftskommunikation notwendig. Diese gleichsam (a) strategische Standardisierung wird auch durch die Zunahme einer wachsend konventionalisierten Ausbildung verstärkt: Amtliche Festlegungen der qualitativen Ausbildung machen etwa in Modulbeschreibungen bürokratisch ausgewiesene Lehrbücher erforderlich. Ebenso erzwingt die voranschreitende formalisierte Graduiertenausbildung eine Verschulung der entsprechenden Methoden, die in berechenbarer Manier lehr- und lernbar sein und erwartbare – das bedeutet leider in der Regel auch: wenig überraschende – Ergebnisse produzieren müssen. Die Explosion des Lehrbuchmarktes in Deutschland – aber auch die der Lexika und Handbücher – ist ein gutes Beispiel dafür.

Die Standardisierung wird jedoch nicht nur durch institutionelle Ausbildungsanforderungen befördert. Sie ist genauso Folge einer (b) Internationalisierung der Wissenschaftskommunikation. Denn die Kehrseite der Globalisierung führt zu hegemonialen Wissenschaftsdiskursen. Besonders die Präsenz auf dem englischsprachigen Wissenschaftsmarkt hat in dieser

Hinsicht weitreichende Effekte. Sie befördert die Standardisierung, weil die Sichtbarkeit und Präsenz in der angelsächsischen Publikationslandschaft mit dem berühmten Mertonschen Matthäuseffekt gekoppelt ist: "wer hat, dem wird gegeben" – wer bekannt ist, wird auch gleich berühmt. Gelingt es also, sich in diesem Feld zu behaupten, multipliziert sich sofort die Wirksamkeit dieses Effekts. Dieser Effekt gilt ja keineswegs nur für die Wissenschaft, sondern für alle Formen der Öffentlichkeit.

Er lässt sich beispielsweise vorzüglich am Erfolg der Grounded Theory ablesen. Unbenommen seien dabei alle enormen Verdienste, die ihr zukommen. Mittlerweile hat sie jedoch einen Grad unbezweifelnder Anerkennung erlangt, die zu einer fast rituellen Zitation der Methode führt. Dies bringt aber zugleich mit sich, dass alle längst überfälligen und durchaus auch ansehnlichen Versuche einer Fort- oder gar Neubegründung der Methodologie qualitativer Forschung zwangsläufig ins Jenseits der Aufmerksamkeit verbannt werden.

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch: Die Standardisierung der Methoden ist keineswegs an sich von Übel. Wissenschaftspolitisch ist sie sogar unumgänglich. Allerdings hat eine unbedachte Ausführung dieser Standardisierung gerade für die qualitative Forschung schwerwiegende Folgen. Der Grund dafür liegt in den Wurzeln dieser Methoden. Ich erspare Ihnen, hier erneut die Geschichte der qualitativen Methoden nachzuzeichnen. Aber wer diese Methoden verwendet, sollte nicht vergessen, dass sich ihre Existenz und Etablierung als eigenständiges Methodenspektrum der Durchsetzung des interpretativen Paradigmas in den Sozialwissenschaften verdankt. Der Erfolg der qualitativen Methoden ist also in einem großen Maße verbunden mit dem eines eigenständigen interpretativen Theorieparadigmas, das den vormals dominierenden Struktur- und Systemtheorien entgegen gesetzt ist. Wie Reichertz unlängst gezeigt hat, schlägt sich das interpretative Theorieparadigma inhaltlich darin nieder, dass die Forschung vier unterschiedliche analytische Ebenen fokussiert: Die subjektive Sinndimension, die interaktiven Prozesse, deutungs- und handlungsorientierende Strukturen und übergreifende Sinnhorizonte bzw. Legitimationssysteme. Neben diesen inhaltlichen Ausrichtung hallt der interpretative Ursprung der qualitativen Methoden in drei weiteren Merkmalen nach: In der Subjektivität, der Kreativität und der Interpretativität, auf die ich unten weiter eingehen werde.

Beachten Sie bitte, dass es sich dabei um eine Theoriebewegung handelt, deren Vertreter von Erving Goffman über Peter L. Berger und Thomas Luckmann bis zu Clifford Geertz reichen. Die qualitativen Methoden konnten sich gleichsam im Schatten dieser Theorien ausbreiten. Es ist sicherlich ein historischer Zufall der soziologischen Konstellation dieser Zeit der frühen Ausbreitung, dass sich unter den Gegnern der interpretativen Theorien nicht nur die Strukturtheorien, sondern auch die hypothetisch-deduktiven Methoden befinden. Jedenfalls ist aus dieser Gegnerschaft die Opposition zwischen den quantitativen und den qualitativen Methoden erwachsen. Aus Sicht des interpretativen Paradigmas hätte es nämlich sehr viel näher gelegen, zwischen interpretativen und standardisierten Methoden zu unterscheiden und damit die Möglichkeit einzuräumen, dass auch quantitative Forschung interpretativ sein kann. Dass sie es in der Tat auch ist, weiß jeder, der sie einmal ernsthaft betrieben hat.

Die historisch zufällige Frontstellung von "qualitativer" versus "quantitativer" Sozialforschung ist nicht nur eine Folge der Opposition der quantitativ-empirischen Forschung gegen die vermeintlich "impressionistischen" interpretativen Verfahren. Sie ist ebenso Folge der anhaltenden Rezeption des etwas überschätzten Positivismus-Streits, in dem den Vertretern der quantitativen Sozialforschung vorgeworfen wurde, sie seien die Erfüllungsgehilfen einer instrumentellen Rationalität und damit letztlich Vertreter des Status Quo, denen es an kritischer Distanz zu den gesellschaftlichen Verhältnisse ermangele.

Entsprechend boten sich die Repräsentanten der qualitativen Sozialforschung als "Opposition" im Stile einer emanzipatorischen Gegenbewegung an. Ehrlicherweise muss man allerdings zugestehen, dass etwa die gesellschaftskritische Aktionsforschung bei der Etablierung der qualitativen Sozialforschung eine recht unbedeutende Rolle gespielt hat. Diese strategische Opposition hatte aber zu Folge, dass die theoretische Basisannahmen des interpretativen Paradigmas, die einer qualitativen Forschung zugrunde liegen, mehr und mehr zugunsten der Opposition zwischen qualitativ und quantitativen Methoden ersetzt wurde.

Im Zuge der erwähnten Standardisierung als Methode entsteht damit eine weitere Gefahr: Es droht eine (c) bedenkliche Entfremdung von Methode und Theorie. Dies kann auf der einen Seite in einen theorieleeren – jetzt: qualitativen – Empirismus münden. Auf der anderen Seite wird die Entfremdung durch ebenso bedenkliche Versuche verstärkt, die interpretativen Theorien von ihrem empirisch-methodischen Fundament zu lösen und in eine "Kulturtheorie" umzubauen, die keine Empirie mehr kennt.

Es muss hier nicht eigens betont werden, dass gerade die Standardisierung der qualitativen Methoden diese gedankenlose Ablösung ihrer Theorie von der Empirie verstärkt. Sie lädt auch Formen der Praxis in die qualitativen Methoden ein, die das interpretative Paradigma systematisch unterwandern. Dazu gehört die deutliche Tendenz einer Automatisierung der Interpretation. Dies wird unter Umständen durch verschiedenste Softwareangebote befördert, sofern sie dazu verleiten, das Denken an den Computer abzugeben und damit letztlich den wichtigsten Teil der Interpretationsarbeit denjenigen zu überlassen, die die Programme kalkulieren. Oder, um einen anderen, leider weit verbreiteten Deformationsfall zu erwähnen: Es werden unter dem Titel der Grounded Theory Kodierungen praktiziert, die denen der klassischen Inhaltsanalyse oder der standardisierten Bildanalyse alle Ehre machen würden – die allerdings wenigstens noch die Interreliabilität der Kodierungen und Kodierer angeben.

Dabei will ich gerne eingestehen, dass die Automatisierung der Interpretationsarbeit natürlich dem durchaus berechtigten Wunsch entspringt, in der qualitativen Forschung Ergebnisse zu erzeugen, die sich mit einer gewissen Verlässlichkeit, wenn nicht sogar Vorausberechenbarkeit, erwarten lassen. Diesem Anliegen wird in vielen Einführungstexten entsprochen, auch wenn jeder, der diese Methoden seriös anwendet, einräumen muss, dass es so einfach nicht geht. Denn qualitative Methoden zeichnen sich durch eine Widerständigkeit gegen die Standardisierung aus, die Folge ihrer Herkunft aus dem interpretativen Paradigma und ihrer Verpflichtung gegenüber dem Konstruktivismus sind. Diese Widerständigkeit drückt sich in der Betonung von drei zentralen Merkmalen aus: der Interpretativität, der Subjektivität und der Kreativität.

Die Bedeutung der Interpretativität und damit der Hermeneutik habe ich schon hervorgehoben. Daneben muss aber auch auf die Subjektivität der qualitativen Forschung hingewiesen werden. Sie ist nicht nur Thema im Rahmen einer poststrukturalistischen Analyse von gesellschaftlichen Subjektivierungsprozessen. Vielmehr wird sie auch als Selbst-Behauptung der Subjekte in der qualitativen Forschung selbst praktiziert, sei es in Gestalt alter und neo- (bzw. pseudo-neo-)phänomenologischer Betrachtungen, sei es in Gestalt politischer Ermächtigungsstrategien – bzw. neudeutsch dem "empowerment" – oder einfach in der Anerkennung der Untersuchten als interpretierende und handelnde Subjekte.

Der dritte Zug der Widerständigkeit gegen die Standardisierung verbindet Subjektivität und Interpretativität und fügt ihnen einen kritisch-kreativen Aspekt hinzu. Es geht hier um die Betonung des künstlerischen Zugs qualitativer Forschung, der den handwerklich-technischen ergänzen soll. Das beinhaltet nicht allein die Ausgestaltung des "Impressionistischen", das der qualitativen Forschung schon immer vorgehalten wurde. Vor allem meint es die Schaffung neuer, durchaus auch künstlerisch-kreativer Formen der Darstellung, wie sie etwa im FQS-Sonderheft "performative social sciences" anschaulich illustriert werden. Damit wird offenkundig, dass in der qualitativen Sozialforschung neue Darstellungsformen wissenschaftlicher Forschungsergebnisse ausprobiert werden – oder, wie häufig, wenigstens etwas, das für neu gehalten wird –, anstatt sich stets an die überkommenen klassischen Gattungen wissenschaftlicher Repräsentation fest zu halten.

Kreativität kann etwa in Zusammenhang mit der "Writing Culture-Debatte" betrachtet werden, welche sich die Reflexion und Neugestaltung der Form und Ergebnisdarstellung wissenschaftlicher Arbeit zum Ziel setzte. So verdienstvoll diese Debatte war, so zwiespältig sind allerdings dessen Folgen für die wissenschaftliche Arbeit. Auf der einen Seite nähern sich die Darstellungsformen der Wissenschaft nichtwissenschaftlichen Formen an. Darunter verstehe ich keineswegs nur die Popularisierung der Wissenschaft, die als Didaktisierung ja auch die Lehrbücher und – in Form von Powerpoint und Posters – die Vorträge ereilt hat. Auch die Annäherung an die bildenden Künste ist hiermit gemeint, die in der Perfor-

manz, in der Videokunst, in Ausstellungen oder der Zuwendung zu literarischen Darstellungsformen zum Ausdruck kommt, welche gerade für die qualitative Forschung ja gar nicht so neu sind. Das Experimentieren mit neuen Darstellungsformen kommt der Ausdifferenzierung der qualitativen Forschung sicherlich entgegen. So ist es naheliegend, dass die Erforschung populärer Kultur oder visueller Daten auch andere – eben populäre und oder visuelle – Darstellungsformen verlangt als die herkömmlichen Gattungen des wissenschaftlichen Essays, des Forschungsaufsatzes oder des monographischen Buches.

Allerdings habe ich den Eindruck, dass diese für die Wissenschaft zentrale Frage der Suche nach eigenständigen Ausdrucksformen weniger ernsthaft behandelt wird als der Zuschnitt auf neue Klienten und Publika. Die Öffnung zur Wirtschaft hin ist auch für die qualitativen Methoden keineswegs neu. Schon von Anbeginn gibt es auch eine "angewandte" qualitative Forschung, die wirtschaftlichen Imperativen folgt. War diese jedoch lange noch in den Universitäten und insgesamt im Wissenschaftssystem verankert, so nistet sich die qualitative Forschung mittlerweile auch im Wirtschaftssystem (etwa in einer sich ausbreitenden qualitativen Marktforschung) ein. Dies erhöht zwar einerseits die Arbeitsmöglichkeiten qualitativer Forscher; zugleich jedoch führt sie ökonomische Imperative in die qualitative Forschung ein, die ihr nicht immanent, vor allem ihrer interpretativen Form sogar fremd sind. Dies gilt auch für die Anforderungen aus dem politischen Sektor, die nicht nur Beratung, sondern auch "Aufklärung" verlangt und keineswegs nur immer den humanistischen Zielen dienen muss, der sich die interpretative Forschung grundsätzlich verschrieben hat. Die Anforderungen der Öffentlichkeit haben nicht nur eine Popularisierung auch qualitativer Forschung zur Folge, im demokratisierenden Rahmen des Public Understanding of Science verlangt sie auch von der Qualitativen Forschung neue Form der Darstellung oder gar der (partizipativen) Ausführung. Und schließlich stellt die kulturwissenschaftliche Ausweitung eine Verbindung mit der kreativen Klasse her, die eine Hybridform zwischen Wissenschaft und Kunst schafft. So reizvoll diese Hybridform in manchen ihrer Ausgestaltungen ist, wenn sie sowohl künstlerische wie wissenschaftliche Ansprüche erfüllt, so besteht doch die Gefahr der Mittelmäßigkeit – dass sie also letzten Endes weder künstlerischen noch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt.

Denn bei aller Reflexion über die Darstellung der Wissenschaft und auch der qualitativen Methoden sollte man nicht übersehen, dass wir hier nicht nur über Repräsentationen reden, sondern auch über Praktiken, auf die sich Repräsentationen beziehen. So vielseitig sich diese Praktiken ausdifferenzieren mögen, haftet doch aller Methodik immer etwas Handwerkliches an (das von der technischen Automatisierung unterschieden werden muss). Dieses Handwerkliche beginnt mit der Erhebung des Materials, umfasst ihre Konstruktion zu Daten und ihre Bearbeitung im Rahmen einer Auswertungsmethode, die gelernt sein will. Beim Lernen der Auswertung spielt jedoch immer auch eine Art der "Kunst" hinein – hier nun nicht die Kunst der Darstellung, sondern der Analyse. Diese Kunstfertigkeit ist übrigens auch einer der Ursachen für die ständige Fortentwicklung der Methoden.

Die Kluft zwischen Handwerk und Kunst, zwischen *techné* und *ars*, findet sich auch in der quantitativen Sozialforschung. Kunstfertigkeit kann durch methodologische Reflexionen erleichtert werden. In der Tat kann man sagen, dass sich die qualitativen Methoden durch eine intensive methodologische Diskussion auszeichnen, also durch eine ausgezeichnete Reflexivität. Nehmen wir etwa die Debatte um die Repräsentation, die Frage der Interpretation und Hermeneutik oder der Visualität, so hat man zuweilen sogar den Eindruck, mache Methoden bestünden ausschließlich aus methodologischen Debatten – eine Einsicht, die gerne mit dem Begriff der Epistemologie verbunden wird. So tiefgründig diese methodologischen Debatten sind (die häufig die schiere Möglichkeit empirischer Forschung in Frage stellen), so wenig stehen sie mit dem schon angeschnittenen Problem der Forschungslogik in Verbindung. In dieser Hinsicht hat die Grounded Theory zweifellos wichtige Anstöße gegeben.

Allerdings hat sich die Situation der interpretativen Forschung seit der Erfindung der Grounded Theory grundlegend verändert: Die einzelnen Methoden stehen in der Regel in einer mittlerweile ansehnlich langen Forschungstradition, so dass weder die Erhebungsweise noch die Auswertung, ja nicht einmal der theoretische Rahmen einen Begründungsspielraum lässt. Wer zum Beispiel objektive Hermeneutik oder Gattungsanalyse betreibt, operiert mit seiner

Methode wie mit seinem Material innerhalb eines bereits verlässlich begründeten Rahmens. Wer dann einen Forschungsstand zu seinem Feld klärt, stellt zumeist fest, dass der Gegenstandsbereich schon qualitativ erforscht wurde. Statt einer freihändigen Grounded Theory wäre deswegen eine eher kumulative empirisch-reflexive Methodologie zu entwickeln, die gleichzeitig Daten erhebt, den Forschungsstand ergänzt und die Methode fortentwickelt. Ich möchte jedoch eine solche Methode hier nicht vorstellen. Nicht nur weil das mein Thema überschreiten würde, sondern vor allem, weil diese selbstreflexive Entwicklung ein erstaunliches Desideratum der qualitativen Methoden bleibt: Während wir uns nämlich intensiv mit der Praxis der verschiedensten Wissenschaften – natürlich auch höchst kritisch und dekonstruktivistisch – auseinandergesetzt haben, bleibt unsere eigene Praxis immer noch weitgehend unerforscht. Selbst die reflexivsten Texte beziehen sich lediglich auf eigene Lektüre und selbst die größten Prediger der sozialen Praxis der Sozialwissenschaften kennen diese häufig selbst nur aus der quasi-autistischen Situation der individuellen Textabfassung. Im Rahmen der Wissenschaftssoziologie und durchaus auch der qualitativen Evaluationsforschung werden hier einige Untersuchungen durchgeführt. Von einer (selbst) reflexiven Methodik sind wir jedoch noch weit entfernt.

3. Schluss

Kommen wir zum Schluss. Ich habe Sie nun durch eine gewundene Strecke mit verschiedenen Abzweigungen geführt. Die Wege sind nicht immer so klar gezogen, Grassstreifen und Teerstrecken liegen zwischen ihnen. Das ist auch deswegen so, weil begriffliche Vorgaben in der empirischen Wirklichkeit nie so klar ausfallen. Das weiß jeder, der qualitative Forschung selbst betreibt. Eine gewisse Überzeichnung ist allerdings nötig, um Klarheit herzustellen. Ich habe meine Ausführungen absichtlich mit einem Ton versehen, den manche als moralisch, andere gar als polemisch erlebt haben könnten, um deutlich genug hervorzuheben, dass wir vor Entscheidungen stehen, in die wir jetzt glücklicherweise noch handelnd eingreifen können.

Vor dem Hintergrund der Entdifferenzierungsprozesse der Wissenschaft und des Wissens betrifft die zentrale Entscheidung, wie ich meine, die Frage nach der wissenschaftlichen Autonomie. Die Anforderungen, die Wirtschaft, Politik und Öffentlichkeit auch an die qualitative Forschung stellen, bleiben der Wissenschaft nicht mehr äußerlich, sondern werden (durch neue Studiengänge, Evaluationen und "Public Management") innerhalb der Wissenschaft mittlerweile selbst geltend gemacht. Deswegen stehen wir – wieder einmal, aber in weitaus dramatischer Weise als früher – vor der Frage, ob wir eine Wissenschaft wollen, die wir als Wissenschaftler selbst bestimmen und dann auch ausfüllen müssen. Oder ob wir aber ihrer Auflösung nicht allein tolerierend oder zustimmend zusehen, sondern sogar an ihr mitwirken und ihre Diffusion in andere Bereiche hinein aktiv befördern. Dabei ist es strukturell einerlei, ob das in Ökonomisierung, Ästhetisierung oder Moralisierung mündet. Diese Grundentscheidung spielt in die zuvor erwähnten Tendenzen der Ausdifferenzierung und der Standardisierung hinein.

Die hier beschriebenen Entwicklungen der Ausdifferenzierung und Standardisierung sind sicherlich mit dem Erfolg der qualitativen Forschung verbunden, die mittlerweile Teil dessen geworden ist, was schon Max Weber als "Wissenschaftsbetrieb" bezeichnet hat. Webers pessimistische Diagnose, dass auch die Wissenschaft den Charakter eines Gehäuses annehmen könne, in denen Angestellte ihre zugeteilten Aufgaben (mehr oder weniger) pflichtgemäß erfüllen, hat, wie meine Skizze nahelegt, auch die qualitativen Methoden ereilt. Noch mehr: Im Zuge der Ausweitung des Wissenschaftssystems, seiner Öffnung zur Politik, zum Mediensystem und vor allem zur Wirtschaft hin hat sich die Notwendigkeit zur Standardisierung verschärft. Das drückt sich in der Forderung nach Berechenbarkeit sowie Lehr- und Lernbarkeit der qualitativen Methoden aus. Das soll keineswegs gegeißelt werden, sondern trägt zum Erfolg der qualitativen Methoden bei: Das zeigt nicht nur ihre rasante Ausweitung im Bereich der angewandten Forschung, die soweit geht, dass heute selbst in technischen Ingenieurwissenschaften qualitative Methoden gelehrt werden. Die Etablierung der qualita-

tiven Forschung findet ihre Krönung in der Entwicklung einer qualitativen Evaluationsforschung, die das Standardisieren zu ihrer ureigensten Aufgabe macht.

Glücklicherweise stehen den Standardisierungstendenzen andere Entwicklungen entgegen, die weiter verfolgt werden können. Wir stehen tatsächlich an einem Scheideweg, der am Horizont des einen Pfades Verstetigung und professionellen Erfolg durchschimmern lässt, aber mit einer wachsenden Bürokratisierung, der Einhegung von Kreativität sowie einer Reduktion auf den Mainstream erkaufte sein will. Dieser Abzweig weist eine gut ausgebaute Straße auf. Der andere ist ein eher holpriger Pfad und sehr viel weniger gut befestigt. Er ist voller Nebenstrecken und Alternativen, hat keine Leitplanken und verfügt auch über keine Straßenbeleuchtung. Er lässt aber sehr viel mehr Alternativen, ja auch Umwege zu. Und wenn er auch beschwerlicher ist, so entspräche es doch dem Selbstverständnis interpretativer Forschung deswegen sehr viel eher, ihn zu beschreiten, weil der Weg selbst noch seine Verfertigung zulässt und die Arbeit daran auch ermöglicht. Damit Sie sich jetzt nicht vor die Entscheidung für den Weg der Tugend oder den des Lasters gestellt sehen, sollte ich am Schluss die Metapher aufheben: das praktische Leben zwingt uns in auch in der Wissenschaft, beiden Wegen zu folgen. Allerdings sollte auch deutlich geworden sein, dass es unsere Aufgabe ist, beide Wege im Blick zu behalten.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Prof. Hubert Knoblauch

Technical Universität Berlin
Institut für Soziologie
Franklinstraße 28/29
D-10587 Berlin

E-Mail: Hubert.Knoblauch@TU-Berlin.de

URL: <http://www.tu-berlin.de/~soziologie/Crew/knoblauch/>

Zitationsvorschlag

Knoblauch, Hubert (2008). Qualitative Methoden am Scheideweg. Jüngere Entwicklungen der interpretativen Sozialforschung. Mittagsvorlesung. 4. *Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung*, 4.-5 Juli 2008. Verfügbar über: http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2008/knoblauch.pdf.